

Wirbelstürme über dem Land der Ahnen

Wie die Welthungerhilfe versucht, Katastrophenschutz und Nothilfe im Südosten von Madagaskar zu realisieren

Von Thomas Veser

Eline und Gloria, das klingt nach einem romantischen Märchen. Bei den Bewohnern des Südostens von Madagaskar beschworen die Frauennamen aber schreckliche Erinnerungen herauf. Die beiden Wirbelstürme beraubten im Frühjahr 2000 in diesem Teil der Großen Insel im Indischen Ozean zahllose Menschen ihrer Unterkünfte, knickten Bäume wie Streichhölzer und setzten ganze Landstriche unter Wasser. Als sich die Lage normalisiert hatte, wurden die Schäden sichtbar. Eline und Gloria hatten zahlreiche Wasserbecken zerstört. Wo Bewässerungskanäle verliefen, war nur noch zu erahnen. An den hier üblichen Reisanbau war nicht mehr zu denken und eine Hungersnot zeichnete sich ab.

Dennoch waren die Menschen diesmal noch glimpflicher davongekommen als vor vier Jahren, als der Wirbelsturm Gretelle mit 220 Stundenkilometern durch den Südosten der Insel tobte und eine beispiellose Hochwasserkatastrophe auslöste. Damals hatte die Deutsche Welthungerhilfe (DWHH) beschlossen, den Südosten Madagaskars in ihr Nothilfeprogramm zu nehmen. Als eine der größten nichtstaatlichen Entwicklungsorganisationen erarbeitete das Bonner Hilfswerk mit dem Welternährungsprogramm der UN ein Hilfsprojekt zur Ernährungssicherung.

Dass sich das Hilfswerk auf Madagaskars Südosten konzentriert, hat gute Gründe. Hier wüten Naturgewalten besonders heftig. In manchen Jahren herrscht anhaltende Dürre, dann fallen riesige Heu-

schreckenschwärme ein, die in wenigen Minuten die gesamte Reisernte vertilgen. Doch selbst wenn Aussaat, Pflege der Reiskulturen und Ernte reibungslos verlaufen, müssen sich die Madagassen im Südosten in Bescheidenheit üben. Pro Hektar Anbaufläche, so errechnete der französische Logistiker und DWHH-Mitarbeiter Sylvain Houbier, erntete man dort 900 Kilogramm Reis. Verglichen mit China, wo mit Hilfe moderner Technik Rekordmengen von bis zu 15 Tonnen pro Hektar erzielt werden, stellt diese Menge eine bescheidene Ausbeute dar. Obwohl die Bodenqualität des Südostens höhere Erträge ermöglichen würde, leben die Menschen von der Hand in den Mund. Mehr Reis anzubauen und den Überschuss einzulagern, ist ein Vorschlag, für den sich kaum jemand gewinnen lässt. Denn während Reisanbau in den industrialisierten Ländern eine Frage der Technik ist, bleibt er auf Madagaskar untrennbar mit den Ahnen verbunden. Den Vorfahren gehört das Land, versichern die Madagassen, die eisern an ihren Gepflogenheiten festhalten. Während die Männer mit ihren Zebu-Ochsen die Reisfelder pflügen, sind die Frauen für die Pflanzung und Pflege des Grundnahrungsmittels zuständig. Geerntet wird gemeinsam.

Nun zeigt sich aber, dass die immer häufigeren Naturkatastrophen die Verwundbarkeit der Landbevölkerung vergrößern. Die Region um Farafangana zählt zu den dichtbesiedeltesten Gegenden Madagaskars, und weil das Bevölkerungswachstum anhält, werden die Kulturlächen übernutzt. Um neue Anbauflächen zu gewinnen, wer-

den Wälder abgeholzt und verbrannt. Auf diese Weise nimmt die Bodenerosion zu.

Wenn der Staat in diesem Teil der Insel überhaupt jemals vertreten war, sind seine Repräsentanten nach den Unwettern fast spurlos verschwunden. Niemand kümmerte sich um die mit Schlaglöchern übersäten Verkehrsverbindungen. Doch mittlerweile hat die Welthungerhilfe die meisten Verkehrswege wieder hergestellt. Mit Hilfe einheimischer Arbeitskräfte räumte man Straßen frei, füllte die Schlaglöcher mit Erde und erneuerte eingestürzte Brücken. Als Gegenleistung erhielten die Mitarbeitenden Lebensmittel, die überwiegend aus dem Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen stammten. Jeder Mann hatte täglich Anspruch auf ein Kilogramm Reis und zwei Kilogramm Trockenfrüchte. Dann reparierten die Teams die zerstörten Wohnhäuser von 500 Familien und verteilten Saat- sowie Pflanzgut.

Mieden Gewürzhändler früher diese Gegend wegen der schlechten Zufahrtswege, fahren sie nun in die Dörfer des Südostens und kaufen den Bauern Kaffee, Nelken und Pfeffer ab. „So verdienen die Familien etwas Geld, womit sie auf den Märkten Produkte kaufen, die sie selbst nicht anbauen“, vermerkt Sylvain Houbier.

Als nächsten Schritt erneuerte die Welthungerhilfe das veraltete Bewässerungssystem und versah Rückhaltebecken mit einem Betonüberlauf und stabilen Schleusen. Jetzt kann die jeweils nötige Wassermenge pro Feld genau dosiert werden und damit kostbares Wasser gespart werden. Weitere Fortschritte verzeichnen die zwei

Dutzend DWHH-Mitarbeiter bei ihren Bemühungen, Einheimische auf die nächste Naturkatastrophe vorzubereiten. Wo immer möglich, legen sie ihre Reisfelder nicht mehr nebeneinander, sondern weit verstreut an, um bei Überschwemmungen wenigstens einen Teil der Ernte zu retten.

Zwar wird die Welthungerhilfe bei Naturkatastrophen weiter Soforthilfe durch Lebensmittel leisten; aber auch die Bevölkerung soll stärker eingebunden werden. Die Menschen werden damit vertraut gemacht, wie sie sich bei Wirbelstürmen selbst schützen können. Diese „Hilfe zur Selbsthilfe“ will die Organisation mit dem Beistand der Europäischen Union umsetzen. „Echo“, wie Brüssel ein gemeinschaftliches Nothilfeprogramm nannte, sieht unter anderem vor, die Bewohner gefährdeter Gebiete aufzuklären, wie sie selbst die größten Schäden verhindern können.

Wie das im Detail ablaufen muss, erläuterten Staatsfernsehen und Rundfunk, als sich der Wirbelsturm Hudah der Insel näherte. Mehrmals am Tag mahnten Sprecher, den Strom abzustellen, abbrechende Äste sicherheitshalber abzusägen und Hausdächer mit Steinen oder Sandsäcken zu beschweren. Ferner wurden die Leute aufgefordert, beim Herannahen des Zyklons mit ihren Ziegen und Hühnern stabile Unterkünfte aufzusuchen. In den weit verstreut liegenden Dörfern um Farafangana müssen diese elementaren Verhaltensmaßregeln jedoch wie bisher weiterhin vor Ort eingeübt werden. Denn nach Rundfunkgeräten oder gar Fernsehapparaten hält man hier vergebens Ausschau.

